



DIE BESTIMMUNG

TÖDLICHE WAHRHEIT

cbt

VERONICA ROTH



»Na ja, die Prüferin musste den Test abändern«, sage ich. »Sie musste die Simulation zu dieser Situation im Bus lenken, um meine Eignung für die Ken auszuschließen – was aber nicht funktionierte.«

Caleb stützt sein Kinn in die Hände. »Sie hat den Test abgeändert«, wiederholt er. »Ich frage mich, wieso deine Prüferin das überhaupt konnte. So etwas lernen sie nicht.«

Seine Antwort irritiert mich. Tori arbeitet normalerweise in einem Tattoo-Studio, für die Eignungstests hat sie sich freiwillig gemeldet – woher wusste sie, wie man das Programm für die Eignungstests ändert? Wenn sie sich mit Computern auskennt, dann vielleicht, weil es ein Hobby von ihr ist – und ich bezweifle, dass jemand mit Amateurkenntnissen an einer Simulation der Ken herumbasteln kann.

Doch dann fällt mir etwas ein, was sie bei einer unserer Unterhaltungen sagte: *Mein Bruder und ich sind beide von den Ken zu den Ferox gewechselt.*

»Sie war eine Ken«, sage ich. »Sie hat ihre Fraktion gewechselt. Vielleicht deshalb.«

»Vielleicht«, antwortet er und trommelt mit den Fingern auf seine Wange. Unser Frühstück steht vergessen zwischen uns. »Was sagt das über deine Gehirnfunktionen aus? Oder über deine Anatomie?«

Ich muss lachen. »Ich habe keine Ahnung. Ich weiß nur, dass ich mir immer bewusst bin, dass ich mich in einer Simulation befinde, und manchmal kann ich sie steuern, mich aus ihr befreien. Manchmal wirken sie auch überhaupt nicht. Wie bei dem Simulationsangriff.«

»Wie kannst du dich aus einer Simulation befreien? Wie machst du das?«

»Ich ...« Ich versuche, mich zu erinnern. Es scheint eine Ewigkeit her zu sein, seit ich zum letzten Mal in einer Simulation war, obwohl es nur ein paar Wochen her ist. »Schwer zu sagen, die Simulationen bei den Ferox endeten, sobald wir uns wieder beruhigt hatten. Aber in einer meiner Simulationen ... als Tobias herausfand, wer ich wirklich bin ... habe ich etwas gemacht, was eigentlich unmöglich ist. Ich habe Glas zerbrochen, indem ich mit meiner Hand dagegen gedrückt habe.«

Calebs Miene ist undurchdringlich, er scheint in die Ferne zu blicken. Das, was ich gerade beschrieben habe, ist ihm in seinem eigenen Eignungstest nie passiert, so viel ist klar. Vielleicht fragt er sich, wie es sich wohl angefühlt hat oder wie es überhaupt möglich ist. Meine Wangen fangen an zu brennen – er nimmt mein Gehirn unter die Lupe, als würde er einen Computer oder eine Maschine untersuchen.

»Hey«, sage ich. »Wach auf.«

»Tut mir leid.« Er blickt mich wieder an. »Es ist nur ...«

»Faszinierend, ich weiß. Du siehst immer aus wie ein Zombie, wenn dich etwas fasziniert.«

Er lacht.

»Könnten wir vielleicht über etwas anderes reden?«, frage ich. »Selbst wenn gerade keine Ken

oder Ferox-Verräter in der Nähe sind – es fühlt sich trotzdem komisch an, so in aller Öffentlichkeit darüber zu sprechen.«

»Schon gut.«

Bevor er fortfahren kann, geht die Tür auf und eine Gruppe Altruan betritt den Raum. Genau wie ich tragen sie Kleidung der Amite und genau wie bei mir ist trotzdem deutlich zu sehen, welcher Fraktion sie wirklich angehören. Sie wirken still, aber nicht ernst – sie lächeln die Amite im Vorbeigehen an und nicken ihnen zu, manche bleiben kurz stehen und tauschen Höflichkeiten aus.

Susan setzt sich mit einem scheuen Lächeln neben Caleb. Sie hat ihr blondes Haar wie üblich zu einem Knoten zurückgebunden, aber es glänzt dennoch wie Gold. Sie sitzt ein wenig dichter bei Caleb, als es Freunde normalerweise tun würden, aber sie berühren sich nicht. Sie grüßt mich mit einem Kopfnicken.

»Entschuldigung«, sagte sie. »Störe ich?«

»Nein«, sagt Caleb. »Wie geht es dir?«

»Mir geht es gut. Und dir?«

Ich will die Cafeteria fluchtartig verlassen, um mich nicht an einer ausgesucht höflichen Altruan-Unterhaltung beteiligen zu müssen, aber dann kommt Tobias herein. Er wirkt gehetzt. Wahrscheinlich kommt er direkt aus der Küche, wo er heute Morgen gearbeitet hat, so wie es die Amite verlangt haben. Morgen bin ich damit dran, in der Wäscherei zu arbeiten.

»Was ist los?«, frage ich ihn, als er sich neben mich setzt.

»Bei ihrer Begeisterung für die Schlichtung der Streitereien haben die Amite anscheinend vergessen, dass es erst recht zu Konflikten führt, wenn man sich in die Angelegenheiten anderer Leute mischt«, sagt Tobias. »Wenn wir hier noch länger bleiben, dann flippe ich noch aus, und das wird dann nicht lustig.«

Caleb und Susan blicken ihn mit hochgezogenen Augenbrauen an. Ein paar von den Amite am Nebentisch unterbrechen ihre Unterhaltungen und starren zu uns herüber.

»Ihr habt schon richtig gehört«, sagt Tobias zu ihnen. Sie blicken alle schnell weg.

»Tja, also«, sage ich und verstecke mein breites Grinsen hinter meiner Hand, »was ist denn passiert?«

»Erzähl ich dir später.«

Es muss etwas mit Marcus zu tun haben. Tobias hasst die schiefen Blicke, die ihm die Altruan zuwerfen, wenn er von Marcus' Grausamkeit spricht, und Susan sitzt ihm direkt gegenüber. Ich verschränke meine Finger im Schoß.

Die Altruan sitzen an unserem Tisch, aber nicht direkt neben uns; sie lassen respektvoll zwei Stühle zwischen ihnen und uns frei, doch die meisten von ihnen nicken uns zu. Sie waren die Freunde, Nachbarn und Kollegen meiner Familie, und früher hätte ich mich in ihrer

Gegenwart still und zurückhaltend gezeigt. Aber jetzt erweckt gerade das den Wunsch in mir, lauter zu sprechen, mein altes Selbst und den Schmerz, der damit verbunden ist, so weit wie möglich hinter mir zu lassen.

Tobias verstummt abrupt, als mir jemand eine Hand auf die rechte Schulter legt. Ein stechender Schmerz durchzuckt meinen Arm. Ich beiße die Zähne zusammen, um nicht laut aufzustöhnen.

»Sie wurde da angeschossen«, sagt Tobias, ohne den Mann, der hinter mir steht, anzusehen.

»Entschuldigung.« Marcus nimmt die Hand von meiner Schulter und setzt sich auf den Stuhl links von mir. »Hallo.«

»Was willst *du* denn hier?«, frage ich.

»Beatrice«, wirft Susan vorsichtig ein, »es gibt keinen Grund, so –«

»Susan, bitte«, sagt Caleb leise. Ihre Lippen verziehen sich zu einem dünnen Strich und sie blickt weg.

Ich sehe Marcus finster an. »Ich habe dir eine Frage gestellt.«

»Ich möchte etwas mit dir besprechen«, antwortet Marcus. Sein Gesichtsausdruck ist gelassen, aber er ist wütend – sein schroffer Tonfall verrät ihn. »Ich habe mit den anderen Altruan gesprochen, und wir haben beschlossen, nicht hierzubleiben. Da sich weitere Konflikte in unserer Stadt wohl kaum vermeiden lassen, halten wir es für eigennützig, hierzubleiben, während diejenigen, die von unserer Fraktion noch übrig sind, hinter dem Zaun ausharren müssen. Wir bitten euch, uns zu begleiten.«

Damit habe ich nicht gerechnet. Weshalb will Marcus in die Stadt zurückkehren? Ist es wirklich nur eine typische Entscheidung der Altruan oder hat er in der Stadt etwas vor – etwas, das mit den Daten zu tun hat, die die Altruan besitzen?

Ich blicke ihn ein paar Sekunden lang unverwandt an, dann schaue ich zu Tobias. Er hat sich ein wenig entspannt, hält den Blick aber immer noch gesenkt. Ich weiß nicht, weshalb er sich so benimmt, wenn sein Vater in der Nähe ist. Niemand sonst, nicht einmal Jeanine, bringt Tobias dazu, sich zu ducken.

»Was meinst du?«, frage ich ihn.

»Ich denke, wir sollten übermorgen gehen«, erwidert Tobias.

»Okay. Danke«, sagt Marcus. Er steht auf und setzt sich zu den anderen Altruan ans Ende des Tisches. Ich rutsche näher an Tobias; ich bin mir nicht sicher, wie ich ihn trösten kann, ohne alles noch schlimmer zu machen. Mit der linken Hand greife ich nach meinem Apfel, mit der rechten fasse ich unter dem Tisch nach seiner Hand.

Aber ich kann den Blick nicht von Marcus wenden. Ich möchte mehr über die Dinge erfahren, über die er mit Johanna gesprochen hat. Manchmal muss man hartnäckig sein, um die Wahrheit herauszufinden.

5. Kapitel

Nach dem Frühstück sage ich Tobias, dass ich einen Spaziergang mache, aber dann folge ich Marcus. Ich bin davon ausgegangen, dass er zu den Gästezimmern gehen würde, aber er überquert das Feld hinter dem Speisesaal und betritt das Gebäude, in dem das Wasser gereinigt wird. Auf der untersten Stufe bleibe ich stehen. Will ich das wirklich tun?

Ich steige die Treppe hinauf und öffne die Tür, die Marcus gerade erst hinter sich geschlossen hat.

Das Filterhaus ist klein, eigentlich nur ein einziger Raum, in dem ein paar riesige Maschinen stehen. Soweit ich weiß, nehmen einige dieser Maschinen das Schmutzwasser aus dem Hauptquartier auf, andere reinigen es oder überprüfen die Wasserqualität und wieder andere pumpen das saubere Wasser in die Gebäude zurück. Die Rohre sind alle unterirdisch verlegt bis auf eines, das über dem Boden verläuft und Wasser für das Kraftwerk in der Nähe des Zauns liefert. Das Kraftwerk versorgt die ganze Stadt mit Strom, den es sowohl aus Wind-, Wasser- als auch Sonnenenergie erzeugt.

Marcus steht neben den Filtermaschinen. Die Rohre sind durchsichtig. Braun verfärbtes Wasser strömt durch sie hindurch und verschwindet in der Maschine. Wir sehen beide zu, wie es gereinigt wird, und ich frage mich, ob er das Gleiche denkt wie ich, dass es schön wäre, wenn es bei den Menschen auch so leicht ginge und man den Schmutz aus unserem Leben wegwaschen und uns wieder sauber in die Welt hinausschicken könnte. Aber es gibt Schmutz, der für immer an einem haften bleibt.

Ich richte den Blick auf Marcus' Hinterkopf. Ich muss es tun.

Jetzt.

»Ich habe dich neulich gehört«, platze ich heraus.

Marcus fährt herum. »Was machst du hier, Beatrice?«

»Ich bin dir gefolgt«, sage ich und verschränke die Arme vor der Brust. »Ich habe gehört, wie du mit Johanna über die Gründe von Jeanines Angriff auf die Altruan geredet hast.«

»Haben die Ferox dir beigebracht, dass man seine Nase in die Privatangelegenheiten anderer Menschen stecken darf, oder hast du das selbst gelernt?«

»Ich bin von Natur aus neugierig. Lenk nicht vom Thema ab.«

Marcus legt die Stirn in Falten, zwischen den Augenbrauen bilden sich tiefe Furchen und

auch um den Mund. Es sieht aus, als hätte er sein ganzes Leben lang immer nur die Stirn gerunzelt.

Als er jünger war, hat er womöglich sogar ganz gut ausgesehen – und vielleicht wirkt er auf Frauen seines Alters, wie etwa Johanna, noch immer so, aber wenn ich ihn anschau, dann sehe ich nur die pechschwarzen Augen, die ich aus Tobias' Angstlandschaft kenne.

»Wenn du mich und Johanna belauscht hast, dann weißt du auch, dass ich nicht einmal mit *ihr* darüber gesprochen habe. Was bringt dich also auf die Idee, dass ich ausgerechnet *dir* diese Auskunft gebe?«

Zuerst weiß ich nicht, was ich darauf antworten soll. Aber dann fällt es mir ein.

»Mein Vater«, fange ich an. »Mein Vater ist tot.« Es ist das erste Mal, dass ich es laut ausspreche, seit ich Tobias im Zug auf dem Weg hierher gesagt habe, dass meine Eltern um meinetwillen gestorben sind. Dieses Wort, *gestorben*, war damals nur eine Erklärung für mich gewesen, ich hatte damit keine Gefühle verbunden. Aber jetzt sage ich es, *tot*, und es über das Brodeln und Blubbern in diesem Raum hinweg auszusprechen, fühlt sich an, als würde mir jemand mein Herz zerquetschen. Die Trauer erwacht wie ein Monster und krallt sich in meinen Augen und in meiner Kehle fest.

Ich zwingen mich weiterzureden.

»Vielleicht ist er nicht direkt wegen dieser geheimen Informationen gestorben, von denen du gesprochen hast«, sage ich. »Aber ich möchte wissen, ob er deswegen sein Leben aufs Spiel gesetzt hat.«

Marcus' Mundwinkel zucken.

»Ja«, sagt er. »Das hat er.«

Meine Augen füllen sich mit Tränen. Ich blinze sie weg.

»Also gut«, ich quetsche die Worte aus mir heraus, »was um alles in der Welt war es? War es etwas, was du beschützen wolltest? Oder stehlen? Oder was?«

»Es war ...« Marcus schüttelt den Kopf. »Das werde ich dir nicht sagen.«

Ich mache einen Schritt auf ihn zu. »Aber du willst es wiederhaben. Und Jeanine hat es.«

Marcus ist ein ziemlich guter Lügner – er ist sehr geschickt darin, Geheimnisse zu verbergen. Er reagiert einfach nicht. Ich wünschte, ich könnte sehen, was Johanna sieht oder was die Candor sehen – ich wünschte, ich könnte in seiner Miene lesen. Vielleicht ist er kurz davor, mir die Wahrheit zu sagen. Wenn ich genügend Druck mache, vielleicht knickt er dann ein.

»Ich könnte dir helfen«, biete ich ihm an.

Marcus verzieht die Oberlippe. »Du weißt gar nicht, wie lächerlich das klingt.« Er spuckt mir den Satz praktisch ins Gesicht. »Du hast vielleicht den Simulationsangriff erfolgreich beendet, Mädchen, aber das war reines Glück und hat nichts mit Können zu tun. Ich bekäme glatt einen Herzinfarkt, wenn du in nächster Zeit etwas Nützliches zustande bringen würdest.«